

Manfred Sanck

Filmbesprechungen bis einschließlich 2006

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Silent Hill	2
Mission Impossible III	3
16 Blocks	3
Der ewige Gärtner	5

© **Forum für Film, Politik und Kommunikation**
Kein Teil der Texte darf in irgendeiner Form
ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers
oder des jeweiligen Autors
vervielfältigt oder verbreitet werden

Silent Hill

USA 2006

Regie: Christophe Gans

Hamburg, 21.05.2006

Eine Geisterstadt ist der Hauptschauplatz des neuen Films von Christophe Gans („Der Pakt der Wölfe“). Es ist der erneute Versuch, ein populäres Videospiel auf die Kinoleinwand zu übertragen.

Gleich zu Beginn zeigt Gans, dass er weitaus mehr im Sinn hat als seine Vorgänger in dieser Film-Gattung („The Dark“, „Resident Evil“). Das bildgewaltige Gefahren-Szenario eines kleinen, schlafwandelnden Mädchens am Rand einer Klippe und der panisch nach ihr rufenden Mutter kann man fast schon als stilwütigen Exzess bezeichnen. Als Rose (Radha Mitchell) im letzten Moment ihre Adoptivtochter Sharon (Jodelle Ferland) in die Arme schließen kann, tut sich unter ihnen ein surreal anmutender Abgrund in eine andere Welt auf. Weil das Kind wie in Trance die Worte „Silent Hill“ murmelt, macht sich die Mutter mit ihr auf die Suche nach dem geheimnisvollen Ort. Die Begegnung mit einer coolen Motorradpolizistin mündet in einen Unfall. Die Tochter ist plötzlich verschwunden, und für Rose beginnt eine Odyssee durch ein nur vermeintlich ausgestorbenes Terrain, das zunehmend von furchteinflößenden und monströsen Kreaturen heimgesucht wird: Ein vergangene Katastrophe hat die Stadt in ein alptraumhaftes Zwischenreich verwandelt, in dem Hexen, Dämonen und religiöse Fanatiker ihr Unwesen treiben.

Der wilden Mischung aus biblischen Anspielungen und bisweilen abstoßenden, blutigen Konfrontationen fehlt es nicht an Einfallskraft. Die künstlerische Gestaltung und die maskenbildnerischen Entwürfe sind fraglos beeindruckend, doch die verschiedenen Elemente wollen sich nicht zu einer stimmigen Einheit verbinden.

Das Drehbuch von Roger Avery erweist sich durch seine dramaturgische Beliebigkeit ebenso als Schwachpunkt wie die mangelnde Charakterisierung der Figuren. Sean Bean etwa als Ehemann/Vater wirkt besonders deplaziert und bis zum in Maßen verunsichernden Finale wie ein wenig prägnantes Gegengewicht zu dem Ensemble der Frauen (u.a. Alice Krige und Deborah Kara Unger). Und die tatsächlich einem Videospiel gerecht werdenden Dialoge erweisen sich als irritierender Widerspruch zu den (über-)ambitionierten Visionen von Kamera und Regie.

Mission Impossible III

USA 2006

Regie: J.J.Abrams

Hamburg, 19.05.2006

Gleich die Auftaktszene soll den Unterschied zu den beiden Vorgängern schmerzhaft deutlich machen: Ethan Hunt (Tom Cruise), Agent der Spezialtruppe für unmögliche Aufträge, muss diesmal nicht nur um sein eigenes, sondern auch um das Leben eines geliebten Angehörigen kämpfen. Mit einer implantierten Bombe im Gehirn befindet er sich in der Gewalt eines Mannes (Philip Seymour Hoffman), der Hunts Ehefrau zu erschießen droht, wenn er nicht den Aufenthaltsort eines kryptisch als „Hasenpfote“ bezeichneten Gegenstandes erfährt. Während Hunt selbst in der verzweifelten Situation noch einen Handel zu machen versucht, zählt sein Gegenüber mit gnadenlos scharfer Stimme den Countdown des Todes ab. Dann fällt ein Schuss und die Szene geht über in die brennende Lunte mit dem vertrauten Musik-Thema.

Die Handlung springt zurück in glücklichere Tage des vermeintlichen Witwers. Hunt, der seine aktive Karriere an den Nagel gehängt hat und nur noch als Ausbilder tätig ist, steht kurz vor der Heirat mit seiner hübschen Freundin Julia (Michelle Monaghan), die natürlich keine Ahnung von seiner Profession hat. Und während man schon denkt, die Geschichte entwickelt sich zur leicht kitschigen TV-Soap, komplett mit neugierigen Freundinnen der Braut und oberflächlichen Dialogen, lässt sich Hunt gerade noch rechtzeitig zu einem riskanten Einsatz überreden: Mit seinem alten Mitstreiter Luther (Ving Rhames) und zwei neuen Team-Mitgliedern (Jonathan Rhys Meyers, Maggie Q) soll er eine Kollegin aus der Gewalt des Waffen-Händlers Davian (Hoffman) befreien.

Es ist die erste von drei längeren Action-Sequenzen, in denen der mit erfolgreichen TV-Serien („Alias“, „Lost“) bekannt gewordene Regisseur J.J.Abrams unter Beweis zu stellen versucht, dass er auch ganz großes Kino machen kann.

Mit der spielerischen Eleganz eines Brian De Palma hat das allerdings eben so wenig zu tun wie mit den zugegebenermaßen eher ins Lächerliche tendierenden stilistischen Übertreibungen und grotesken Selbstzitate eines John Woo. Stattdessen passt sich Abrams' Inszenierungsweise dem herrschenden Trend an, die „action“ derartig mit explosiven Effekten zu überladen, dass jegliche Orientierung verloren zu gehen droht. So dauert es geraume Zeit, bis zu der hektischen Dynamik wenigstens ein gewisses Maß an Spannung ins Spiel kommt. Einfallreicher und nicht ohne Witz ist etwa die Passage im Vatikan, in der eine im Schnellverfahren hergestellte Gesichtsmaske für eine ungewöhnliche Konfrontation auf der Herrentoilette sorgt.

Natürlich ist längst nicht alles, wie es schien, wenn der Film dann zu seinem klaustrophobischen Beginn zurückkehrt. Ein paar Wendungen und eine bedingt originelle Demaskierung münden in einen wilden, überzogenen Showdown. Dass die neue Version des existentiell bedrohten Helden am Ende längst nicht so düster und beklemmend ausfällt wie beabsichtigt, liegt weniger an dem gewohnt routiniert agierenden Cruise und Hoffmans eiskaltem Schurken-Porträt als an der über weite Strecken allzu mechanisch ablaufenden, auf spektakuläre Höhepunkte fixierten Inszenierung.

16 Blocks

USA 2006

Regie: Richard Donner

Hamburg, 19.05.2006

Wenn ein von einem anonymen Anrufer bedrohter Mann in einer Telefonzelle („Phone Booth“) Stoff genug für einen abendfüllenden Spielfilm abgibt, dann erscheint der 16 Straßenzüge umfassende Schauplatz des neuen Thrillers von Richard Donner geradezu wie ein riesiges, unübersichtliches Areal. In Richard Donners Film soll ein Polizist einen Häftling zum Gerichtsgebäude transportieren. Der an sich unproblematisch klingende Vorgang wird jedoch zum gefährlichen Unternehmen, weil die anstehende Aussage des Mannes korrupte, zu allem entschlossene Gesetzesvertreter auf den Plan ruft. Wie in einem modernen Western wird die Überwindung der Häuserschluchten zu einem Trip durch feindliches Gebiet. Die Figurenkonstellation macht „16 Blocks“ zudem zu einem klassischen „Buddy“-Movie.

Bruce Willis spielt den Protagonisten Jack im Gegensatz zu seinen üblichen Action-Rollen als ausgebrannten, wenig vorbildhaften Polizisten mit Bauchansatz und Alkoholproblemen. Wie seinerzeit Eddie Murphy in „48 Stunden“ ist der Rapper Mos Def als Häftling ständig am quasseln und geht seinem Bewacher zunächst ziemlich auf die Nerven. Doch anders als die das aktuelle Genre-Kino dominierenden, zynischen Gesetzesbrecher ist er ein Mann mit Idealen. Seinem Glauben, dass sich Menschen zum Positiven verändern können, kann sich selbst der desillusionierte Cop auf Dauer nicht entziehen.

Natürlich darf es in einem Film von Richard Donner („Lethal Weapon“) nicht ohne handfeste Action abgehen. David Morse als Polizist mit jeder Menge Dreck am Stecken gibt den durchaus klischeehaften Schurken, der vergeblich Jacks' Loyalität einzufordern versucht. Bei der gnadenlosen Jagd auf die beiden Männer gibt es keine Rücksicht auf Verluste. Selbst ein vollbesetzter Bus bietet da keine Sicherheit vor dem Waffenarsenal der Gegner. So wechselt die Handlung zwischen intimen Szenen einer emotionalen Annäherung und bleihaltigen Konfrontationen in klaustrophobisch zugespitzten Situationen.

Dass der Kampf gegen die Übermacht und der Einsatz für seinen Schützling aus Jack einen besseren Menschen macht, ist von vornherein in der Geschichte angelegt. Da ist es keine Überraschung, dass der Film die düstere Vision einer von allgegenwärtiger Korruption geprägten Großstadt in einer allzu berührenden Schlusswendung ausklingen lässt.

Der ewige Gärtner

England 2006

Regie: Fernando Meirelles

Hamburg, 18.05.2006

Der britische Diplomat Justin (Ralph Fiennes) ist der Prototyp eines unpolitischen Menschen, der sich lieber seinem botanischem Hobby widmet als sich mit den schockierenden Verhältnissen um ihn herum auseinander zu setzen. Das ändert sich erst, als seine Frau, die Aktivistin Tessa (Rachel Weisz), bei ihrem engagierten Einsatz für die unter AIDS und Armut leidende Bevölkerung Kenias einem Mordanschlag zum Opfer fällt.

Die Verfilmung des Romans „The Constant Gardener“ von John Le Carré ist eine Mischung aus Politdrama, Verschwörungs-Thriller und Liebesgeschichte, die der brasilianische Regisseur Fernando Meirelles („City of God“) einmal mehr mit einer virtuosen Farbdramaturgie, ungewöhnlichen Einstellungen und einem aufgeregten Handkamera-Stil in Szene gesetzt hat. Während der still trauernde Justin (wie es nur Fiennes kann), auf der quälenden Suche nach den Hintergründen und einem möglichen Seitensprung seiner Frau, Schritt für Schritt den kriminellen Machenschaften eines Pharmakonzerns auf die Spur kommt, wird in Rückblenden die Vorgeschichte des geradezu perfekt gegensätzlichen Paares erzählt.

Bei einer Pressekonferenz unterbricht Tessa Justins geschäftsmäßig abwiegelnden Vortrag mit feurigen Attacken gegen die menschenverachtende Politik der global Mächtigen, die jedem kritischen und sich dafür haltenden Zuschauer eine problemlose Steilvorlage liefern. Nur wenig später und nicht unbedingt glaubwürdig kommt es zu einer lächerlich stilisierten Sexszene. Schon hier kommt der Verdacht auf, dass es dem Regisseur mehr um das ehrgeizige, extravagante Experimentieren mit Farbpaletten und Bildschnitt geht als um die ums Überleben kämpfenden, in Slums dahin vegetierenden und als Versuchskaninchen missbrauchten Afrikaner. So lobenswert das Thematisieren des „vergessenen Kontinents“ als Spielball westlicher Interessen auch sein mag: die Geschichte um korrupte Politiker, skrupellose Geheimdienstler und profitgierige Pharmakonzerne hat der verschachtelten, Komplexität suggerierenden Erzählweise zum Trotz nicht viel Neues zu sagen.

Manfred Sanck

Filmbesprechungen bis einschließlich 2006

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Während den Afrikaner kaum mehr als die Rolle hilfloser Opfer zufällt, beschwört das Drehbuch auf predigende Weise einerseits das Schuldbewusstsein der Weißen, andererseits den aufrechten, märtyrerhaften Kampf einiger weniger gegen Unrecht und Gleichgültigkeit. Und am Ende wird der zur schmerzhaften Wahrheit gelangte Protagonist fast zu einer Christus-Figur, die sich in einem Bild unendlicher Trauer seinem Schicksal stellt.